

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 242.

Samstag, 16. Oktober.

1916.

(16. Fortsetzung.)

S. M. S. Grille!

(Nachdruck verboten.)

Roman von Otto Elster.

Der Offizier war scheinbar in großer Verlegenheit, was er tun sollte. Auf die eigenen Landsleute schießen zu lassen, konnte er sich nicht entschließen; er hätte die Menge, die seiner Handvoll Leute um das Bahnschloß überlegen war, nur noch mehr gereizt und setzte sich und seine Leute der Gefahr aus, von der Überzahl erdrückt und vernichtet zu werden. Er ritt, von dem Trompeter begleitet, der Menge entgegen und suchte mit ihr zu unterhandeln. Aber seine Worte verhallten wirkungslos in dem wilden Geschrei, und plötzlich sah er sich von allen Seiten umringt von der tobenden, wütenden Menge, die drohend ihre Waffen schwingend und ihn aus dem Sattel zu reißen versuchte.

Er riß den Säbel heraus und versuchte sich freie Bahn zu schaffen. Aber im Nu hatte man ihm den Säbel entrissen und ihn selbst vom Pferde gezogen. Machtlos war er der wütenden Menge preisgegeben, ebenso wie der Hornist, der von groben Hänften mißhandelt wurde.

„Oh, diese Schuftel!“ rief Krause wütend. „Wollen denn die Soldaten von ihren Waffen keinen Gebrauch machen?“

Man konnte von der Missionsstation die Vorgänge auf der Landstraße genau beobachten und sah mit Erstaunen, daß die Soldaten keine Miene machten, ihrem Vorgesetzten zu Hilfe zu kommen.

Unschlüssig standen sie da, ohne ihre Gewehr zu benutzen.

„Sollen wir ihnen nicht zu Hilfe kommen?“ fragte Schäffer.

„Daß wir mit in ihren Untergang verwickelt würden?“ entgegnete Krause. „Das sind die feigen Burschen nicht wert. Wir müssen auf unseren Posten ausharren.“

Jetzt wälzte sich die Menge den Soldaten entgegen. Diese ermanneten sich, und einzelne Schiffe frachten. Dadurch wurde jedoch die Wut der Menge nur noch mehr angefeuert; sie stürzten sich mit wildem Geseul auf die Soldaten, die vollständig den Mut verloren, ihre Waffen zum Teil fortwarfen und in eiliger Flucht davonrannten.

„Oh, diese Feiglinge!“ knurrte Krause ingrimmig. „Gäße ich nur ein Duzend unserer braven Blaujacken hier, ich wollte es den Kerlen schon zeigen.“

Durch die Flucht der Soldaten schien sich die Wut der Menge gelegt zu haben; triumphierend einige der fortgeworfenen Gewehre schwingend, kehrte sie in das Dorf zurück, ohne sich weiter um den Offizier zu bekümmern.

Dieser raffte sich von der Erde auf, bestaubt, beschmutzt, seine Kleidung zerrissen, mit einer blutigen Wunde an der Stirn. Sein Pony stand geduldig mit gesenktem Kopf neben ihm.

Er schüttelte die Faust drohend der abziehenden, johlenden Menge nach; dann kletterte er in den Sattel, stieß dem geduldigen Pony beide Hacken in die Flanken,

daß dieses erschreckt aufsprang und galoppierte seinen entflohenen Soldaten nach.

Die Rebellen hatten einen vollständigen Sieg erröckten. Sie feierten ihn, indem sie auf dem Marktplatz des Dorfes ein großes Feuer anzündeten, an dem sie einen erbeuteten Hammel brieten. Ein Fäßchen Brantwein ward auch herbeigeschafft, und bald erschallte trunkenes Jauchzen und Toben.

„Wir haben von den Burschen heute nichts mehr zu befürchten“, meinte Krause, sein Repetiergewehr zur Seite stellend. „Sie werden sich sinnlos betrinken und die Nacht durch wie die Klöße schlafen.“

„Wäre es da nicht am besten, wir benutzen die Dunkelheit, um uns nach Sandlau zu retten?“ fragte Doktor Schäffer.

„Und die Frauen und Kinder der Wut jener Salunten überlassen?“ fragte Krause nachdenklich.

„Ja, Sie haben recht“, rief der Doktor. „Das geht nicht. Wir müssen hier ausharren, bis Hilfe kommt. Aber sehen Sie da — ist da nicht ein Boot auf dem Fluß?“

„Bei Gott — es ist das Motorboot, die „Vibelle“! Vielleicht bringt sie uns Hilfe. Sehen Sie, es nähert sich dem Ufer!“

In der Tat dampfte die „Vibelle“ langsam und vorsichtig auf das Ufer zu. Man konnte mehrere Leute in dem Boot erkennen. Aber auch von seiten der Rebellen hatte man das Boot bemerkt. Eine Anzahl von ihnen lief nach dem Ufer des Flusses, wo mehrere leichte Kähne der Chinesen lagen. Rasch waren sie bemerkt, die Ruder tauchten in das Wasser und rasch flogen die leichten Fahrzeuge dahin. Man schien die „Vibelle“ umkreisen und überfallen zu wollen.

Auf dem Motorboote hatte man jedoch die Gefahr erkannt. Es wendete und dampfte so rasch den Strom hinunter, daß die Ruderboote seine Verfolgung bald aufgeben mußten. Diese kehrten an Land zurück, und nun gab sich alles dem wilden Treiben bei dem großen Feuer hin.

Der Abend senkte sich nieder. Blutrot versank die Sonne hinter den Bergen und übergieß Berg und Tal mit violettam Licht, das rasch sich zur grauen Dämmerung verwandelte. Von dem Fluße stiegen die Nebel empor und hüllten das Tal in dichte Dunstschleier ein, durch die die Feuer der Empörer rotglühend hervorlachen, wie die blutunterlaufenen Augen riesiger Ungeheuer. Aber über den Bergen wölbte sich ein dunkelblauer Himmel, an dem abertausend Sterne funkelten.

Tiefe Ruhe war jetzt eingetreten. In trunkenem Schlaf lagen die Rebellen; nur ab und zu vernahm man ein vereinzelt Jauchzen, einen Schrei, dem ein dumpfes Gemurmel folgte, wie das zornige Murren eines gewaltigen, wilden Tieres, das in seinem Schloße gestört war. Die Mission umschlichen wohl einzelne dunkle Gestalten, doch wagten sie sich nicht näher heran, denn sie merkten wohl, daß dort aufmerksame Wacht gehalten wurde.

Käthe stand auf der Veranda und blickte mit sinnenden Augen zu den leuchtenden Sternen am dunklen Himmelsgestirnt empor. In ihrem Herzen war Ruhe, ihre Seele kannte keine Furcht. Sie fühlte die Sicherheit, daß ihnen Hilfe kommen mußte; hatte sich doch ein Bote des Maschinisten der „Vibelle“ zur Mission durchgeschlichen, der die Nachricht brachte, daß der Maschinist nach Schanghai deponiert habe, so daß von dort sicherlich Hilfe zu erwarten war. Dort mußte ja jetzt wieder das deutsche Kriegsschiff ankern.

Sie dachte an Horst. Sie dachte an seine Liebe. Und eine innere Stimme sagte ihr, daß Horst sie nicht verlassen würde, daß er herbeieilen würde, sie aus dieser Gefahr zu erretten. So fest war ihr Glaube und ihre Zuversicht, daß sie keinerlei Furcht mehr empfand, daß sie lächeln konnte in dem Gedanken, wie sie ihm, dem Retter, die Hände entgegenstreckte, wie sie ihm danken wollte für all seine Sorge, für all seine Liebe.

Ein Gefühl der Reue überkam sie fast, daß sie seinem Liebeswerben sich so spröde gezeigt hatte; daß sie aus kleinlichen Rücksichten seine Liebe zurückgewiesen hatte. In der großen Welt, in der sie die letzten Monate verlebte, galten diese kleinlichen Rücksichten nichts; hier stand der Mensch dem Menschen in voller Freiheit gegenüber, und ein oblicher Mann war hier leerer Schall und Rauch. Hier galt der Mann allein — hier war die Liebe allein der Maßstab, nachdem sich Mann und Weib zum Lebensbunde zusammenfanden.

Es war ihr, als flüstere eine Stimme ihr zu: hier, im fernem, frommen Lande sollst du die Liebe, sollst du das Glück finden. Wirst die bangen Zweifel, die kleinlichen Bedenken von dir und ergreife das Glück, das dir seine Hände entgegenstreckt. Nur den Willen zum Glück mußt du haben, so wirst du es auch erfassen und halten können!

Sie sah in freudiger Zuversicht zu den Sternen empor, die so glückverheißend auf sie niederstrahlten. Sie lauschte träumend in die Nacht hinaus, und das Rauschen der Bäume schien ihr Märchen des Glücks und der Liebe anzuhörern.

Plötzlich horchte sie schärfer hinaus in die Nacht. Drang da nicht vom Flusse herauf ein stärkeres Rauschen, als wenn das Wasser gewaltiam aufgeweicht würde?

Und da — ein Lichtstrahl durchbrach scharf und grell die Dunkelheit! Das mußte die Laterne eines Bootes sein, und das Rauschen und Mähdern mochte von der Schraube eines Schiffes herrühren, das sich dem Dorfe näherte!

Konnte es das Motorboot sein? Doch nein, dieses Geräusch mußte von einem größeren, stärkeren Boot herrühren! Das war der Schlag einer Schiffsschraube — und jetzt vernahm sie auch das Rauschen, mit dem die Maschine den Dampf ausstieß.

Sie eilte zu Doktor Schaffer und Herrn Krause, die in leisem Gespräch auf dem Hofe auf- und abgingen. Auch sie hatten das seltsame Geräusch schon gehört und horchten jetzt aufmerksam in die Nacht hinaus.

Jetzt verstummte das Geräusch. Hatte das Boot angelegt? Hatte es sich wieder entfernt? Die Lauschen den erbebten vor Spannung, vor hoffnungsvoller Angst.

Da gellte ein Schrei durch die dunkle, stille Nacht. Und ein kräftiges Hurra folgte, wie es nur deutsche Matrosenfeiern ausstoßen können. Dann fielen einzelne Schüsse, denen ein wilder Angstschrei antwortete. Und mit einem Male war es lebhaft drunten im Dorf geworden; in toller Hast, wahnsinniger Angst stürzten die Rebellen davon und hinter ihnen drein knallten die Schüsse der deutschen Matrosen.

12.

Als der Morgen graute, kam Horst mit einigen Matrosen zur Mission, freudig begrüßt von den Bewohnern. Eine Verfolgung der Chinesen, die sich in die Menge gesammelt hatten, konnte von dem kleinen Häuflein der deutschen Matrosen nicht unternommen werden. Man mußte sich darauf beschränken, die Aufständischen

vertrieben zu haben und die Missionsstation zu sichern. Die eine Hälfte der Matrosen unter Kommando des Seekadetten, war am Strande zurückgeblieben, die Barasse und das Motorboot „Vibelle“, das zurückgekehrt war, gegen einen etwaigen Überfall der Rebellen zu sichern.

„Es war die höchste Zeit, daß Sie kamen, Herr Lieutenant“, sagte Krause, Horst die Hand schüttelnd. „Wir hatten hier auch eine Abteilung chinesischer Soldaten, aber die feigen Burschen konnten nichts gegen die Menge der Aufständischen ausrichten.“

„Soviel ich erfahren habe“, entgegnete Horst, „wird der Gouverneur eine größere Abteilung Soldaten schicken. Ich würde aber doch raten, daß Sie und der Herr Missionar mit seiner Familie mit uns nach Schanghai kämen.“

„Ich darf meinen Posten hier nicht verlassen“, sagte Doktor Schaffer ernst. „Schon meiner christlichen Gemeinde wegen nicht. Aber Herrn Schuhmacher und seine Schwägerin hält ja hier nichts zurück.“

„Wo ist Fräulein Schuhmacher?“ fragte Horst.

„Sie pflegt ihren verwundeten Bruder — doch da kommt sie!“

Käthe trat aus dem Hause. Ihr Herz war von frohen Gefühlen erfüllt. Ihr Vertrauen hatte sie nicht getäuscht; Horst, der sie liebte, war zu ihrer Rettung herbeigeeilt. In freudiger Erregung streckte sie ihm die Hände entgegen.

„Horst — wie freue ich mich —“

Die Worte erstarben ihr auf den Lippen, als sie in sein ernstes, blaßes Gesicht sah. Sie hatte von einem frohen Wiedersehen geträumt; sie hatte seiner Liebe keinen Widerstand mehr entgegesehen wollen, sie fühlte es zu tief im innersten Herzen, daß sie selbst ihn liebte; vor ihrer Liebe, ihrer Sehnsucht schanden alle die kleinlichen Bedenken dahin, sie kam sich selbst kleinlich und schwach vor, daß sie diesen Bedenken die Herrschaft über ihr Herz eingeräumt hatte. Sie streckte ihm die Hände entgegen, sie hatte davon geträumt, daß er sie in die Arme schließe, daß er sie jubelnd begrüßen werde — und nun stand er da, blaß und ernst, um dann mit steifer Höflichkeit ihr die Hand zu küssen.

„Horst . . .“ flüsterte sie erschreckt. Und er antwortete, als wenn er zu einer fremden Dame spräche:

„Ich freue mich, Fräulein Schuhmacher, daß ich noch zu rechter Zeit gekommen bin. — Hoffentlich ist die Verwundung Ihres Bruders nicht so schwer, daß sie seine Überführung nach Schanghai verbietet.“

War es die Gegenwart der fremden Menschen, welche ihm diese kühlen Worte auf die Lippen legte?

Unwillkürlich mußte sie ein wenig lächeln. Weshalb lagte er sich hier solchen Zwang auf? Als er sich aber wieder von ihr abwandte, um mit Doktor Schaffer und Herrn Krause zu sprechen; als sie vergeblich in seinem Auge den Abglanz der Freude des Wiedersehens gesucht, da schlich sich ein erkältendes Gefühl in ihr Herz, und ein schmerzhafter Riß ging durch ihre Seele. Was war geschehen, daß sie seine Freundschaft, seine Liebe verloren hatte? Weshalb blickte sein Auge so starr über sie hinweg? Weshalb ließ er ihre Hand so rasch und so gleichgültig wieder fallen, die sich doch danach sehnte, seine Hand warm und innig zu umschließen?

Es war ihr, als stände sie in einem bösen Traum. Als sei das alles, was sie umgab, keine Wirklichkeit, und wie aus weiter Ferne hörte sie den Doktor sagen:

„Wir müssen Ihnen sehr dankbar sein, Herr Lieutenant . . .“ und Horst dann antworten:

„Ich bitte — ich tat nur meine Pflicht. Kapitän Sanders kommandierte mich zu dieser kleinen Expedition, da ich ihm gerade zur Hand war . . .“

Also nur die militärische Pflicht hatte ihn hienher geführt? Nur das Kommando seines Vorgesetzten? Und Käthe hatte geglaubt, daß ihm sein Herz, seine Liebe hierher geführt, daß er keinem anderen dieses Kommando überlassen haben würde — und eine bittere Empfindung zuckte in ihrem Herzen empor.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Kriegszeit.

Die Völkerschlacht von Leipzig. (Zum 16. Oktober.) In dieser Zeit der Gigantenkämpfe, da wir nie wissen, ob der kommende Tag nicht ein unverlöschlicher Markstein in der Weltgeschichte sein wird, ist die Erinnerung an die großen Schlachten der Vergangenheit von ganz besonderer, eigenartiger Bedeutung. Wenn auch der gegenwärtige Krieg mit Zahlen rechnet, deren ungeahnte Höhe uns vorher märchenhaft erschien, so gilt uns auch heute noch — trotz Tannenberg und Karpathenschlacht — die Völkerschlacht bei Leipzig, die vor nunmehr 102 Jahren geschlagen wurde, als ein Kampf von Riesen. Und diese Erinnerung ist uns teuer, weil sie die Übermacht unserer Waffen verkündete, ganz besonders teuer, weil es damals mit so außerordentlichem Erfolg gegen das selbe Frankreich ging, das auch heute erfolglos gegen uns anrennt. Die Schlachtenfolge, deren Brennpunkt und Zusammenballung als „Völkerschlacht bei Leipzig“ in Ewigkeit unvergänglich ist und sein wird, begann am 14. Oktober. Am 16. Oktober hatte der Kampf, der sich auf drei verschiedene Gefechtsfelder verteilte, den Beginn des Höchstmahes erreicht. So stand denn auch die böhmische Armee unter der Führung Schwarzenbergs auf drei Kampffeldern den napoleonischen Truppen gegenüber. Am Beginn des 16. Oktober, der die Sonne über den andauernden Erfolgen der Verbündeten leuchten ließ, tat sich das preussische Korps unter der Führung von Yorck ganz besonders hervor. Auch unsere Ostpreußen, die sich im Weltkrieg mit unvergänglichem Ruhm bedeckt haben, leisteten damals Außerordentliches. Das ostpreussische Landwehrbataillon Königsberg unter Major Friccius drang als erstes in die Stadt, während Napoleon, sich durch das Gefühl seiner eigenen Soldaten drängend, mit den Flüchtigen durch das Rastädter Tor davonstürmen mußte. Im Hinblick auf die gegenwärtigen Massenaufgebote ist es von hervorragendem Interesse, jene bis zum Weltkrieg gewaltigste aller Schlachten in ihren Stärkeverhältnissen zu überblicken. In Gänge wirkten 500 000 Mann in den Kämpfen, der damals als übermenschlich groß angesehene Gefechtsparke von Freund und Feind belief sich auf nicht weniger als 2000 Geschütze aller Kaliber. Der Völkerschlacht, die die Befreiung Deutschlands bis zum Rhein bedeutete, muß gerade in diesem Jahre von uns mit besonderer Weihe gedacht werden. Diese Erinnerung ist am besten geeignet, den Unterschied zwischen damals und heute und die Lücke des Jetzt aufzudecken in unser Gemüt eingegraben.

Altpreussische Romantik in Warschau. Die deutsche Verwaltung und deutsche Kultur, die jetzt in Warschau eingezogen sind, rufen die Erinnerung an jene Zeit vor 100 Jahren herauf, da schon einmal Warschau preussisch war. Die polnische Hauptstadt, die von jeher einen starken Prozentsatz deutscher Bürger besaß und stets Deutsche als Kulturtäger sah, hat damals in der Geschichte unserer neueren Literatur eine nicht unbedeutende Rolle gespielt, worauf Bruno Pompei, der Verfasser einer soeben erschienenen vortrefflichen westpreussischen Literaturgeschichte, in einem Aufsatz der „Grenzboten“ hinweist. In Polens Hauptstadt fand sich um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts eine kleine altpreussische Dichterschule zusammen, und mitten im slavischen Sprachgebiet erblühte hier ein wichtiger Zweig der deutschen Romantik, der in den beiden Ostpreußen E. L. A. Hoffmann und Zacharias Werner seine größten Vertreter gefunden. Werner wurde 1796 als Sekretär der Kriegs- und Domänenkammer nach Warschau versetzt und fand hier in dem jungen Auskulturator Stigig, seinem und Hoffmanns späterem vorzüglichen Biographen, einen getreuen Jünger. In dieser Warschauer Zeit von 1796 bis 1805 wurzelt Werners dramatische Polenromantik; hier entstanden seine beiden wichtigsten Dramen „Die Ehre des Tals“ und „Das Kreuz an der Ostsee“, deren mystischer Tiefinn und phantastische Genialität dem Konzert der deutschen Romantik eine so bezeichnende Note hinzufügen. Werner ging in Warschau einen innigen Freundschaftsbund mit dem hochbegabten Ebinger Joh. Sal. Knioch ein, der im selben Jahre wie er als Assessor bei der Lotteriedirektion nach der polnischen Hauptstadt gekommen war. Dieser mystische Schwärmer, der 1804 noch nicht 40jährig in Warschau

starb, hat mit seinen Schriften auf die Entstehung unserer Romantik eingewirkt, und noch mehr als er seine frühgestorbene Gattin Maria, geb. Schmidt, die „pommersche Sappho“, deren nachgelassene Werke kein Geringerer als Herder ausführlich angeigte. In diesen frühromantischen Warschauer Kreis trat nun im Frühling 1804 Hoffmann ein, der als Rat an die Regierung dorthin versetzt wurde. Er wurde zunächst mit Stigig näher bekannt und ward durch diesen von nun an lebenslanglich ihm ergebenen Freund im zansiehenden Großstadtketriebe Warschaws in die deutsche Romantik eingeführt: Lieds „Eternald“, Novells und Brentanos Werke, Schlegels Calderon-Übersetzung erschlossen ihm eine neue Welt des Wunderbaren und Mystischen. Hoffmann und Stigig wohnten in zwei dicht aneinander stehenden Häusern in gleicher Höhe, so daß sie sich aus dem Fenster heraus unterhalten konnten, und manche schöne Nacht phantasierte Hoffmann auf seinem Flügel dem Freunde und dessen junger Frau bei offenem Fenster vor, bis der Morgen graute. Der Dichter der „Serapiensbrüder“ verkehrte in Warschau auch viel mit deutschen Musikern; er lebte und webte in der Tonkunst, die er damals noch für das Hauptgebiet seiner Begabung hielt. Er hat auch viel für die Einführung deutscher Musik in Warschau getan. So ließ er bereits eine Sinfonie von dem noch kaum über die Wiener Kreise hinausgedrungenen Beethoven aufführen, trat für Mozart und Gluck ein und veranstaltete Konzerte, bei denen er klassische Musik meisterhaft dirigierte. Mit dem Ende der preussischen Herrschaft in Warschau 1806 fand auch diese kurze Blütezeit romantischen Strebens ihren Abschluß.

* * *

Jahre und der ahnungslose Pasteur. Der soeben verstorbene berühmte Entomologe Jean Henri Fabre, den Victor Hugo einmal begeistert den „Homer der Insekten“ genannt hat, war nicht nur ein hervorragender Gelehrter, sondern auch ein Mann von einer seltenen Herzengüte und frei von jedem nationalen Vorurteil, so daß ihn auch die deutsche Wissenschaft und die zahllosen Freunde, die er sich auch bei uns durch seine Forschungen erworben hat, aufrichtig betrauern. In einer seiner unterhaltenden Blaudereien erzählt der greise Einsiedler von Sézignan (einem provenzalischen Dörfchen, in dem er sich in 40 Jahren endlich ein kleines Nesthuhn „zusammengedacht“ hatte) mit dem ihm eigenen Humor, wie auch die Unwissenheit ihr Gutes haben kann. Er hat diese Weisheit des Lebens an dem berühmten L. Pasteur erfahren, der damals zur Untersuchung der sog. Ralksucht der Seidenraupen, die die ganze südfranzösische Seidenzucht zu ruinieren drohte, die Provence bereiste und eines schönen Tages bei Fabre vorsprach. Man muß ihn das nun Folgende selbst mit seinem leichten freundlichen Humor erzählen lassen. „Ich möchte gern Kolons sehen“, erklärte der Forscher mit dem Beltruf, „ich habe sie noch zu Gesicht bekommen und ferne sie nur dem Namen nach. Können Sie mir nicht einige verschaffen?“ Fabre eilte zu seinem Nachbar und schaffte sofort eine ganze Kollektion Kolons zur Stelle. Pasteur nimmt eines von den Gespenstern, dreht es zwischen den Fingern hin und her und untersucht es neugierig wie einen merkwürdigen, vom anderen Ende der Welt gekommenen Gegenstand. Nachdem er es vor dem Ohr hin und her geschüttelt hat, sagt er ganz überrascht: „Das gibt ja einen Laut von sich, es muß etwas darin sein!“ „Gewiß: die Puppe, eine Art Mumie, in die sich die Raupe verwandelt, bevor ein Schmetterling daraus wird“, erklärt Fabre nicht ohne Erstaunen über die Ahnungslosigkeit des Gelehrten. Der forscht weiter: „Und in jedem Kolon steckt ein solches Ding?“ „Freilich, zum Schutze der Puppe hat die Raupe den Kolon gesponnen.“ „Ah!“ Und ohne weiteres wanderten die Kolons in die Tasche des Gelehrten, der sich mit Würde über diese große Neugier, die Puppe, unterrichten wollte. Jean Henri Fabre war ein Mann von unbedingter Wahrheitsliebe, und so darf diese kleine Geschichte, die im dritten Teil der vom der Kosmos-Gesellschaft für Naturfreunde herausgegebenen Fabreschen „Bilder aus der Insektenwelt“ enthalten ist, als völlig authentisch angesprochen werden. Pasteur wußte nichts von Kolons und rettete doch die Seidenzucht durch Entdeckung ihres Schädlings. — Fabre zog daraus die Mahnung, mit vorausschauendem Blick auch an seine Forschungen gehen zu sollen, und er verdankt diesem Entschluß seine prächtigen Beobachtungserfolge.



Neues vom Büchermarkt.



Kriegsliteratur: Gedichte, Lieder, Romane, Novellen usw.

* **Für Kaiser und Reich.** Kriegsgedichte von Hans Benzmann. (E. S. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck, München.) Daß die Kriegsliteratur unserer Tage an mächtigem Inhalt und künstlerischer Form sicher die Rhetorik des Jahres 70, aber auch die Gefänge der Befreiungskriege weit hinter sich läßt, steht jetzt schon fest. Man fühlt es auch an diesen Dichtungen heraus, welche innere Bereicherung der starke Wirklichkeitsinn der letzten Epoche mit sich brachte, alles ist hier plastisch und darum von unmittelbarer Wirkung; die Empfindung ist früher so oft geschildert und beschrieben wurde, strömt hier von selbst ungewollt als Naturlaut auf den Leser oder besser Hörer — denn diese Verse sollten laut gelesen werden — über. Daß Benzmanns Lyrik auch des Zusammenhangs mit einer vadenben Realität bedarf, um dann das Erlebnis zum Gefühlssymbol und Typischen zu steigern, zeigt das erste Gedicht, eine Huldigung an den Kaiser, das auffallend gegen die sichere, kraftvolle Kunst der übrigen sich abhebt. Man halte daneben „Der Kaiser bei den Siegern von Yd!“ Daß die prächtigen Kampfschilderungen zugleich Maß halten in der Darstellung des Grausamen, ist für uns noch ein besonderer Vorzug der schönen Sammlung.

* **Land Sturm.** Kriegsgedichte von Hans Brenner. (Verlag August Scherl, G. m. b. H., Berlin.) Mehr noch als einige Gedichte in spontaneischem Charakter geben die Stücke von derb volkstümlicher Art, zum Teil im Berliner Dialekt gehalten, der kleinen Sammlung ihr eigenes Gesicht. Viel drolliger, kräftiger Humor äußert sich hier. Auch einige passende Melodien sind beigegeben.

* **Avenarius: „Hausbuch deutscher Lyrik.“** Wenig gefürzte Taschenausgabe ohne Bilder auf holzfreiem Dünnruchpapier. Herausgegeben vom Kunstwart. (München, im Kunstverlag bei Georg D. W. Callwey.) Das wohlbekannte, als die vornehmste Auswahl deutscher lyrischer Dichtung geschätzte Avenarius'sche Hausbuch erscheint hier zu billigem Preise; 336 Seiten auf dünnem Papier, so daß das Werk auch als schöne Feldpostsendung verwendet werden kann. Nur wenige Stücke größeren Umfangs sind weggeblieben. Möge das Büchlein in so erneuter Gestalt noch weiteren Kreisen das Geheiß deutscher Poesie vermitteln!

* **Chronik des deutschen Krieges.** Nach amtlichen Berichten und zeitgenössischen Rundgebungen. Viertes Band. Von Anfang März bis Ende April 1915. Mit Namen- und Sachregister über Band I-IV nebst 7 Bildnissen und 2 Karten. (E. S. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck, München.) Nur einem Monat des gewaltigen Weltkrieges ist dieser neu erschienene Band des früher schon von uns gewürdigten Sammelwerkes gewidmet, ein Beweis, wie immer mächtiger sich alle Taten und Verhandlungen erweitert haben. Damit ist zugleich die erste große Epoche der Kämpfe, wie wir es jetzt schon überschauen können, abgeschlossen. Mit dem großen Durchbruch in Galizien beginnt die zweite, hoffentlich entscheidende, der die weiteren Bände folgen sollen. Der Inhalt ist auch diesmal vortrefflich ausgewählt und gewährt dem Leser die Möglichkeit einer eigenen unbefangenen Beurteilung der Dinge.

* **Im Auto an der Front.** Kriegserlebnisse von Anton Hendrich. (Französische Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.) Das freudige Bekenntnis eines deutschen Sozialdemokraten zum nationalen Gedanken, zu Kaiser und Reich und damit, ganz abgesehen von der wundervollen Frische des Schaulens, Erlebens und Darstellens, die hier sich offenbart, ein Dokument von gewaltiger zeitgeschichtlicher Bedeutung, gleich jener Broschüre, die mit Recht die Aufmerksamkeit von Kanzler und Kaiser erregte. Die berühmte Unterredung mit diesen Führern der Nation schließt das so überaus inhaltsreiche Büchlein ab, das einer weiteren Empfehlung nicht bedarf.

* **Der 70er Krieg.** Der Feldzug 1870/71 in Schilderungen der Kämpfer. Mit verbindendem Text von Oberst J. Hoppenstedt. (Der Gelbe Verlag, Dachau.) Das Wort haben hier allein jene Männer, die damals gelitten und gestritten haben, und ergreifend und mächtig zieht der ganze große Krieg vorbei, Schlacht um Schlacht, ein Schauspiel ohnegleichen, eine freudige Zuversicht uns Zeitigen. General-Feldmarschall von der Goltz hat dem Werk eine waffenfreudige Einführung mit auf den Weg gegeben; es heißt darin vom 70er Kriege: „Was waren das für herrliche Tage! Sie erheben die Herzen auf die Höhe unserer großen Vergangenheit, stählen für die noch größeren Aufgaben der Gegenwart. Die persönlichen Erlebnisse sind es, welche die Kriegsgeschichte beleben. Nur wenn wir erfahren, was in der Seele des einzelnen vorging, als er im Felde stand, die Gefahr und den Tod vor Augen, lernen wir, wie es im Kriege wirklich hergeht.“

Zeitschriftenchau.

* **Wieland** (Berlin, W. 9, Dönnestrasse 4) bringt in Nr. 27 vom 1. Oktober eine Reihe von Zeichnungen und literarischen Beiträgen über Polen: Das farbige Titelblatt „Die

Polen“ von J. Kainer, „Einzug der Deutschen in Warschau“, gezeichnet von Erich Büttner, „Polnische Bauernmädchen“, farbige Zeichnung von Max Fabian, „Polnisches Polonaise“, farbige Zeichnung von Erich Schilling. Drei alte Stiche aus dem Polenaufruf 1794, sowie Zeichnungen von Joseph Waderle, R. Ufer, E. Stern, Karl Brühl vervollständigen das Heft. An literarischen Beiträgen enthält es eine Erzählung: „Die heiligen Reiter“ von Ilse Reide, ein Gedicht „Schipper in russisch-Polen“ von Alfred Richard Meyer, eine Blauderet „Der Blindgänger“ von Paul Barchan, einen Essay „Die Nationalitäten Rußlands“ von M. Trost.

* Mit dem vorliegenden Oktoberheft beginnt die „Deutsche Rundschau“ (herausgegeben von Bruno Hake (Verlag Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin), ihren 42. Jahrgang. An erster Stelle bringt der Historiker Otto Hinge eine Jubiläumsbetrachtung vornehmster Sachlichkeit „Das Werk der Hohenzollern“. Ein warmer Nachruf „Zum Tode Koloman von Széll“, der den ungarischen Staatsmann und Politiker Valerius von Smialowsky zum Verfasser hat, würdigt die Persönlichkeit und das Werk des großen Mannes. Ein Essay „Emanuel Geibel“ von Harry Wahne feiert den 100. Geburtstag des nationalen Dichters. Besonders Interesse dürfte der Rückblick auf die Wirklichkeit der „Deutschen Kirchenschulen in St. Petersburg“ von Benvenuto Sartorius in Anspruch nehmen. Die zeitgenössische Dichtkunst ist durch eine ebenso humorvolle wie nachdenkliche Dichterrevue „Das Schweizerkreuz“ von Jakob Schaffner vertreten. In einer literarischen Rundschau hält Franz Kramme kritische Musterung über „Neue deutsche Flugblätter über Belgien; eine ausführliche Betrachtung widmet Kurt Reppen den von Paul Schlenker herausgegebenen „Kritischen Schriften Otto Brahm's“.

* Die illustrierte Familien- und Modezeitung „Säuslicher Ratgeber“ (Hermann Sillger, Verlag in Berlin, W. 9, Potsdamer Straße 124/125) tritt jetzt in ihren 30. Jahrgang ein. Als Familienzeitschrift bietet das wöchentlich einmal erscheinende Blatt eine Fülle von gediegenem Stoff unterhaltenden und belehrenden Inhalts; spannende und stets fesselnde Romane, Erzählungen und Novellen unserer herborragenden Schriftsteller und Schriftstellerinnen, sowie zahlreiche gute Artikel über alle im Vordergrund des allgemeinen Interesses stehende Fragen, so besonders in der gegenwärtigen Zeit über den Krieg und über die gewaltigen Ummwälzungen, die dieser in unserem wirtschaftlichen und häuslichen Leben hervorgerufen hat.

* Am den Kirchhof von Souchez, dieses heiß umkämpfte Stück französisches Landes, das zu wiederholten Malen von den Deutschen erobert und von den Franzosen wiedergewonnen wurde, und um dessen endgültigen Besitz viel Blut geflossen ist, findet in den vorliegenden Heften 45—47 von Dong's illustrierter Kriegsgeschichte „Der Krieg 1914/15 in Wort und Bild“ (Deutsches Verlagshaus Dong u. Co., Berlin, W. 57) von berufenster Seite eine eingehende Würdigung. Daran schließen sich weitere Aufsätze wie „Im Drost-Litovsk“, „Eroberung der Festungen Komno und Komno-Georgien“, „Einführung der französischen Hauptstellung von Labordere bis zur Gelsenase“, „Aus Aurland“, „Kreuzkämpfe bei Kurland“, „Im Feuer der Schiffsgeschütze“, „Panzerzug im Kampf“, „Das Auge der Artillerie“, „Landstrahlen und ihre Bedeutung im Kriege“, „Der wird sich was, Herr Hauptmann!“ u. a. m.

* Alexander Koch, der Herausgeber der „Deutschen Kunst und Dekoration“, läßt in dem neuesten Oktoberheft seiner Zeitschrift deutsche Kunst zu Wort kommen. Er hat Hans Thoma den ersten Platz darin eingeräumt. Was Emanuel von Seidl-München der deutschen Wohnungskunst bedeutet, lehrt die umfassende Wiedergabe von Ansichten und Männen des Hauses Hugo Schöller-Düren mit 23 Abbildungen, darunter 3 farbige und 2 in Ton gedruckte ganzseitige Wiedergaben. Aus der weiteren reichen Fülle des sich über 112 Seiten erstreckenden und sich bis zur letzten Abbildung auf gleicher Höhe haltenden Inhalts seien noch die wundervollen und künstlerisch erfahrenen Bildnisaufnahmen von Karl Schenker-Berlin herausgehoben.

* Über den Befund des französischen Kommissbrotts schreibt der „Kosmos“ in seinem soeben erschienenen Heft 9 des laufenden Jahrgangs (Stuttgart, Französische Verlagsbuchhandlung, jährlich 12 Hefte mit 5 Buchbeilagen), während des Krieges auch halbjährlich mit Buchbeilagen): Das französische Kommissbrot schmeckt ganz vorzüglich, sieht unserem Weißbrot ziemlich ähnlich und ist aus verhältnismäßig reinem, unverseßlichem und unverdorbenem und hoch ausgemahlenem Weizen hergestellt, wie Dr. W. Berber nach eingehenden Untersuchungen festgestellt hat. — In Heft 10 der gleichen Zeitschrift gibt u. a. Dr. Kurt Floerke, der im Sommer 1915 einer Einladung der deutschen Heeresleitung zum Besuche der Ostfront Folge geleistet hat, einen Teil seiner Eindrücke wieder in einem Aufsatz „Zerleben an der Ostfront“.